

Gerichts

Zeitschrift

für
Criminal-, Polizei- und Civil-Gerichtspflege
des In- und Auslandes,
verbunden mit politischer Rundschau und einem Kritikator.Erscheint wöchentlich dreimal:
Dienstag, Donnerstag, Sonnabend (Morgens)
je 2-3 Bogen Folio.Verantwortlicher Redakteur:
Adolph V. Arnone in Berlin.

Zeitung

Das Gesetz unter Waffe,
Gerechtigkeit unser Ziel.Abonnement: In Preußen, dem übrigen Deutschland
und Österreich vierteljährlich . . . 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.
In Berlin auch monatlich . . . 7 $\frac{1}{2}$ "
incl. Porto resp. Bringerlohn.Inserate:
die viergespaltene Zeitzeile 2 $\frac{1}{2}$ Sgr.Verlag und Expedition:
Gustav Behrend, Charlotten-Straße 27.

Donnerstag, den 21. Januar.

Stadtgericht.

Erste Deputation. (Schwurgericht).

Der von dem Arbeitsbüroischen Gurlitt an dem Laufburschen Wilhelm Ebeling am 17. October 1868 verübte Mord bildet den Gegenstand der Anklage. — Friedrich Wilhelm Bernhard Gurlitt, am 24. März 1850 geboren, also jetzt erst 19 Jahre alt, wuchs unter ziemlich unglücklichen Familienverhältnissen auf; denn sein Vater führte ein etwas ausschweifendes Leben, so daß sich seine Mutter von ihm trennte und Zuflucht bei einem ihrer in der Nähe von Berlin ansässigen Brüder suchte. Der Knabe Bernhard kam zu einem Tütiner in die Lehre, doch litt seine Gesundheit unter dieser Beschäftigung, in Folge dessen er dieselbe aufgab und bei dem Kaufmann Gruno, Charlottenstraße 14 hierselbst, als Laufbursche in Dienste trat. Etwa drei Jahre, bis zu Anfang des vorigen Jahres, verblieb er in dieser Stellung. Sein Prinzipal stellte ihm ein ziemlich günstiges Zeugnis aus: Gurlitt erwies sich als treu und zuverlässig; nur ein einzigesmal ließ er sich eine Veruntreuung zu Schulden kommen, und als er darüber entdeckt von Herrn Gruno zur Rede gestellt wurde, gelobte er unter Thränen Besserung und bat um Verzeihung. Nicht gar lange Zeit darauf aber blieb er eines Tages aus dem Geschäft und kehrte auch nicht mehr dahin zurück. Dies geschah im Januar oder Februar des vorigen Jahres, und Herr Gruno nahm einige Tage nach Gurlitts Ausbleiben den Wilhelm Ebeling als Laufbursche in seine Dienste. Von jener Zeit ab führte Gurlitt ein unstätes, abenteuerliches Leben. Zuerst begab er sich zu seinem Onkel, bei welchem sich seine Mutter aufhielt; doch kehrte er von dorther bald wieder nach Berlin zurück. Er hatte die Absicht, sich bei der Königlichen Oper als Statist engagieren zu lassen, wurde aber nicht angenommen; dann arbeitete er kurze Zeit in der Staatsdruckerei und hier machte er die Bekanntschaft des Schriftsetzers Paul Weichmann. Dieser Mensch scheint der böse Genius seines Lebens geworden zu sein. Er ließ sich an Gurlitt, gewann bald eine große Gewalt über ihn und sein schädlicher Einfluß scheint es auch zum Theil gewesen zu sein, welcher den Angeklagten zu dem Mordversuch getrieben hat. Es mag hier nicht unberührt bleiben, daß Gurlitt schon in früherer Jugend Beweise von unbändigem Zähorn gegeben hat, denn er schlug einmal nach seiner eigenen Mutter, als diese ihn für eine Unzogenheit züchtigen wollte, und hat sogar nach zwei Kuaden, mit welchen er in Streit gerathen war, mit einem Messer gestochen und die Kinder nicht unerheblich verwundet; allein diese wilde, aufbrausende Gemüthsart hatte sich in späteren Jahren verloren, wenigstens gibt sein ferneres Leben bis zu der unglücklichen Katastrophe keine Beweise dafür und scheint es, daß er zu dieser abscheulichen That drängt und verführt worden ist. Weichmann hatte die Absicht, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Gurlitt ein Colporteurgeschäft, einen sogenannten fliegenden Buchhandel zu begründen. Hierzu die Mittel zu beschaffen, sollte Gurlitts Aufgabe sein. Allein es gelang ihm nicht; arbeitslos trieb er sich umher und kam so weit, daß er schließlich nicht einmal wußte, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen sollte. In dieser Lage traf ihn der Tütiner Gladislaw Marciakowski, welcher mit ihm zusammen in der Lehre gewesen war. Dieser, aus alter Freundschaft und Mitleid für den ehemaligen Kameraden, führte Gurlitt zu seinen Eltern, bei welchen er eine wahhaft herzliche und freundschaftliche Aufnahme fand. Der Vater des Marciakowsky, ein rechtschaffener Handwerker, redete dem jungen Gurlitt in's Gewissen und ermahnte ihn vor Allem, sein bisheriges unstätes Leben aufzugeben und sich Arbeit zu suchen. Gurlitt versprach dies ihnen zu wollen und schon nach einigen Tagen erzählte er, er habe in einem Geschäft in der Friedrichstraße Arbeit gefunden. Dies war eine Lüge; er wußte sich so geschickt zu verschleiern, daß Niemand dahinter kam: früh Morgens um die bestimzte Stunde ging er fort, kam Mittags um 12 Uhr heim, entfernte sich nach dem Essen wiederum stets pünktlich und blieb dann bis zum Abend aus, welchen er meist in der Familie Marciakowsky zubrachte. Seine Mutter hatte für Bekleidung nur die Schlafzelle, welche er im Hause inne hatte; mir eine sehr bescheidene Vergütung verlangt und glaubte man, daß Gurlitt diese nach Ablauf eines Monats zahlen würde. Zuweilen besuchte ihn auch wohl Weichmann und der junge Marciakowsky hatte aus dessen Munde selbst gehört, daß er Gurlitt öfters seinen Mund

aufgesfordert, ihm Geld zu verschaffen, daß er gesagt hatte, er brauche zum Anfang seines Geschäftes mindestens noch zehn Thaler. Die Cheleute Marciakowsky durchschaute Weichmann und dessen schädlichen Einfluß auf Gurlitt sehr bald, sie warnten ihn vor diesen Menschen, standen ihm überhaupt stets mit Rath und That zur Seite, nicht anders, als gehörte er mit zur Familie, als wäre er ihr eigener Sohn. Am Abend des 16. October fand Gurlitt mit dem Gladislaw Marciakowsky in dessen Eltern Hause und spielte mit ihm "Dame". Er war durchaus ruhig, während sein Camerad, welcher mehrere Partheien verloren hatte, sehr in Hitze und Aufregung geriet. Die Cheleute Marciakowsky gaben ihrem Sohne darauf den Rath, doch nur ruhig zu sein, sich "Bernhard" zum Muster zu nehmen, dann würde er auch schon gewinnen. Gurlitt schief mit dem Sohne seiner Wirthsleute in einem Zimmer und erfreute sich während der nun folgenden Nacht, wie der junge Marciakowsky befand, eines sehr ruhigen, ungestörten Schlafes. Am nächsten Morgen trank er seinen Kaffee und entfernte sich dann um dieselbe Stunde wie gewöhnlich — kurz, nichts Außallendes wurde bis dahin an ihm bemerkt, mit kaltem Blut, mit vorbedachter Ueberlegung schritt er zu dem schändlichen Verbrechen.

Am 17. October, Morgens um halb 9 Uhr kam der Knabe Wilhelm Ebeling aus der Privatzwohnung seines Prinzipals nach dem in der Charlottenstraße Nr. 14 gelegenen Geschäftsstöckchen, er schloß die Doppelschüre auf, trat in den Laden und hatte eben die Fensterläden geöffnet, als er eine Stimme hinter sich vernahm, welche ihm einen "guten Morgen" wünschte. Ebeling wandte sich um und erblickte den Angeklagten. Gurlitt verlangte ein Zahnsband und Ebeling trat hinter den Ladentisch und holte ein solches aus dem dort stehenden Spind. Er blickte sich darauf um von dem unter dem Ladentisch liegenden Papier ein Stück hervorzuholen, in welches er das Zahnsband einwickeln wollte. In diesem Augenblick erfaßte Gurlitt mit der linken Hand den Knaben bei den Haaren, drückte dessen Kopf auf die Kante des Tisches nieder und führte mit der rechten Hand, in welcher er ein Messer hoch erhoben hielt, zwei Stöße nach dem Genick des Ebeling. Der schwer Verwundete schrie laut um Hilfe. Darauf ließ Gurlitt von ihm ab, eilte zur Thür, stand dort eine Weile, wie Ebeling selber erzählte, von Furcht und Schreck gelähmt, ohne daß er den Ausgang finden konnte, bis er endlich in eiliger Flucht auf die Straße stürzte. Trotz seiner lebensgefährlichen Verletzung lief ihm Ebeling, als er sich von seiner ersten Betäubung erholt hatte, nach, bis er nach einigen Schritten einen stechenden Schmerz empfand, ohnmächtig zusammen sank und von einigen Nachbarn in das Haus zurückgetragen wurde, und zwar in die Küche der hinter dem Gruno'schen Laden befindenden Wohnung des Koches Moß. Den angestellten Hilferuf des Knaben hatte zuerst der bei Moß in Condition stehende Hugo Kahl gehört, er eilte dem liegenden Gurlitt nach und erreichte ihn endlich an der Ecke der Schützen- und Jägerkameradschaft, woselbst er ihn mit Unterstützung mehrerer anderer Personen ergreift und schließlich Gurlitt etwia außerlich ruhig und sagte, als man ihn zur Rede stellte: "Was ist's denn weiter? Wir haben uns bloß 'n bisschen geküßt." Er wurde bald von einer großen Menschenmenge umringt, welche, als die That bekannt wurde, nicht über Lust zeigte, an Gurlitt Bolkspritz zu üben; doch gelang es, ihn ungefährdet nach dem Hause in der Charlottenstraße zurückzubringen, hier hielt man ihm vor, daß er den Ebeling tödlich verwundet habe, man durchsuchte ihn und fand in der rechten Tasche seines Beinleides ein Messer. Gurlitt sagte: "Macht mit mir, was ihr wollt, mir ist Alles egal und wenn ich gleich geköpft werde."

Gurlitt wurde verhaftet und legte vor dem Untersuchungsrichter ein offenes Geständnis ab, welches er aber vor den Geschworenen im Audienztermine zum Theil widerrief. Der Angeklagte giebt stotternd und ancheinend sehr zerrüttet als Mord für seine That an, er habe sich an Ebeling, welcher Schuld gewesen, daß er seine Stelle eingehobt, rächen wollen. Er sagt ferner, er habe schon seit längerer Zeit einen Groß gegen den Knaben gelegt, weil dieser ihn einmal einen "Louis" genannt und ihn, als er sich eines Tages von Herrn Gruno 15 Sgr. geliehen, einen "Betler" gescholten hätte. Diese Angaben erwiesen sich nach dem Zeugnis des Ebeling, welcher glücklicherweise von seinen Wunden wieder geheilt worden ist, als erlogen. Der

Knabe, von offenem, durchaus Zutrauen erweidendem Wesen, bekundet, daß er den Angeklagten nur zweimal vor dem Mordversuch gesehen und niemals derartige Neufertigungen gehabt, auch nie mit ihm in Feindschaft gelebt habe. Herr Gruno bekundet außerdem, daß Ebeling gar nicht zugegen gewesen sei, als sich der Angeklagte die 15 Sgr. von ihm geliehen habe, und daß der Knabe erst bei ihm in Dienste getreten sei, nachdem mehrere Tage nach der heimlichen Entfernung des Angeklagten aus seinem Geschäft verstoßen und er nicht dahin zurückgekehrt war. Wie Herr Gruno weiter bekundet, ist in seiner Ladenkasse, zur Zeit, als der Angeklagte noch in seinen Diensten stand, immer ein Wechselgeld im Betrage von 10 Thalern aufbewahrt worden, später wurden in der Kasse nach Abschluß der Tagessinnahme nur 5 Thaler Wechselgeld belassen. Bringt man hiermit die Aussagen des Zeugen Marciakowsky in Verbindung, welcher gehört hat, daß Weichmann zu dem Angeklagten gesagt, er müsse für das zu unternehmende Geschäft unbedingt 10 Thaler haben, so liegt die Vermuthung nahe, daß Gurlitt in Absicht gehabt hat, die Ladenkasse zu bestehlen, als er die mörderischen Stöße nach Ebeling führte. Dem eindringlichen Mahnen des Präidenten, Stadtgerichtsrath Lütz, gelingt es endlich, den Angeklagten, indem ihm all' die verbleibenden Aussagen vorgehalten werden, zu einem offenen Geständnis zu bringen. Er gesteht zu, daß er in Absicht gehabt habe, den Inhalt der Ladenkasse zu stehlen und daß er das Messer zu sich gesteckt, um, wie er sagt, den Ebeling zu "bekämpfen" und zu schwächen. — Die Bereidigung des Zeugen Weichmann wird wegen seines erheblichen Interesses zur Sache beansprucht, der Präident charakterisiert denselben in seinem sehr ausführlichen Résumé als einen arbeitscheuen Menschen. Der Vertheidiger des Angeklagten, Justizrat Gall, plädiert in sehr poetischer Rede für seinen Clienten und sagt, daß derselbe nur einer "vorlänglichen Körperverletzung" für schuldig zu erachten sei, wogegen die königliche Staatsanwaltschaft Vorwurf und Nebenlegung bei der verbrecherischen That als festgestellt erweist. Der Präident bezeichnet den Antrag der Vertheidigung, falls einem solchen durch das Verdict der Geschworenen statt gegeben werden sollte, als eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit, in Folge welcher Bezeichnung Justizrat Gall erklärt, als ehrenhafter Advokat sofort den Saal verlassen zu müssen. Es findet jedoch zwischen Präsidium und Vertheidigung eine Auseinandersetzung statt, welche dieses Missverständniß zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgleicht. Der Auspruch der Geschworenen lautet: Der Angeklagte ist schuldig des "verüchtigen Raubes" unter Anwendung von Gewalt gegen einen Menschen und schuldig der "verheblichen Körperverletzung." Der Gerichtshof erkennt auf das gesetzlich niedrigste Strafmaß, auf zehn Jahre Zuchthaus und Siedlung unter Polizeiaufsicht auf gleiche Zeitdauer.

Kreisgericht.

Erste Abtheilung.

Am 24. Februar v. J. hatten etwa 15 Mitglieder des Märkischen Jagd-Bvereins" gelegentlich einer hinter dem Tempelhofer Berge abgehaltenen Schleppjagd ihren Weg durch eine Schornung des dort belegenen fäkalischen Grundstückes genommen. Drei der selben, und zwar die Herren Wagenfabrikant Neuf, der Redacteur des "Sport" André, beide hier wohnhaft und der Stallmeister John James Hart aus Tempelhof wurden der Polizei-Audienzstätte wegen unbefugten Eintritts auf einem fäkalischen Grundstück denunziert, die Lebhaben hingegen, unter ihnen Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Fürst Bleß u. A. blieben unbefeuigt. Die beiden erষtgenannten wurden zu je 5 Thlrn. Geldstrafe polizeilich verurtheilt und zahlten André auch sofort den entfallenden Betrag, dem jedoch ein, nachdem er mit dem von ihm beim Kammergericht eingezogenen Rekurs dort abgewiesen war, Hart hingegen, der wegen des durch ihn verursachten Schadens außer jener Strafe von 5 Thlrn. noch zu einer Polizeistrafe von 2 Thlrn. verurtheilt wurde, deponierte zwar letztere beanspruchte aber wegen des andern Objekts richtliche Entscheidung, welche ihm auch im Mai v. J. zu Theil wurde. Bei der damaligen Verhandlung gab Hart an, daß er, ebenso wie alle Mitglieder des Märkischen Jagd-Bvereins", durch persönliche Erklärung Sr. Majestät des Königs, die Berechtigung hätte, jenes Grundstück zum Reiten zu benutzen und beantragte Berechnung Sr. Majestät oder der kompetenten Behörde als

Zeuge, sowie Überanfügung eines neuen Termins, welchem Wunsche der Gerichtshof nachkam.

Am 19. d. M. stand nun vor der ersten (Criminal-) Abtheilung des hiesigen Kreisgerichtes die neue Verhandlung endlich statt, in welcher zuerst der Vorsitzende, Kreisrichter Hummert, die Anklage verlas: Hart sei ohne Befugniß über beplantze Theile des dem Konsort des Kriegsministeriums angehörigen fiscallischen Grundstückes hinter dem Tempelhofe bei oben erwähnter Jagd geritten und habe dadurch gegen § 347 des Strafgez. Buches verstossen. Darauf verließ der Vorsitzende ein vom Hof-Jagd-Amt eingelaufenes Schreiben, welches constatirt, daß dem „Märkischen Jagd-Verein“ ein Recht zur Benutzung des betreffenden fiscallischen Grundstückes für das Jahr 1867 unter der Beschränkung verliehen sei, daß bebautes und beplantes Terrain von der Benutzung ausgeschlossen sei. — Der Angeklagte giebt an, daß er die Strafe von 2 Thalern für den angerichteten Schaden zwar bezahlt habe, um Weiterläufigkeiten zu vermeiden, daß er sich dagegen nicht für verpflichtet halte, die anderen 5 Thaler zu entrichten, da ihm damals von einer solchen Beschränkung nichts bekannt gewesen sei. — Polizeirath Herrmann beantragt darauf, da der Angeklagte das Factum vollständig einräume, überdies auch die Warnungstafeln dort angebracht seien, den Angeklagten zu 5 Thalern Geldbuße, resp. 4 Tagen Gefängnis zu verurtheilen. — Der Gerichtshof, welcher ausführt, daß selbst im Falle der unbedenklichen königlichen Erlaubniß die Entscheidung zweifelhaft sei, tritt dieser Ansicht bei und verurtheilt Hart nach dem Antrage des Polizei-Kavaliers und in die Kosten. Letzterer will in dieser Angelegenheit noch die übrigen Instanzen durchgehen, ob mit bessrem Erfolg als diesmal, bezwecken wir.

Auswärtiges.

Ein Giftmordprozeß, welcher gestern vor dem Magdeburger Schwurgericht seinen Anfang nahm, bildet in vielen Kreisen fast ausschließlich das Tagesgespräch, und sind wir nach persönlich eingezogenen Erfundungen im Stande, unseren Lesern Rücksicht zu berichten über den in der That höchst interessanten Fall: über die Umstände, welche die Verhaftung der Angeklagten herbeigeführt, sowie über die Verhältnisse des Ermordeten, eines in Magdeburg früher sehr geachteten und allgemein bekannten Mannes.

Der Rittergutsbesitzer Biemann, Besitzer des Gutes Gorsleben bei Halle, führte mit seiner Familie ein überaus luxuriöses Leben: Sein Haus stand wie die Halle eines englischen Landedelmannes einem Jeden gaßlich offen, an seiner stets reich befestigten Tafel war jeder Freunde willkommen, die Champagnerpropfen kauften, keine Sorge kam in dem fröhlichen Kreise auf, jeder finstere Gedanke wurde mit feurigem Wein hinuntergespült, nur Freude, ewige Freude herrschte in den gesäulichen Hallen. Biemann besaß eine Tochter, ein schönes, lebenslustiges Mädchen von kaum zwanzig Jahren. Die leuchtende Gluth ihrer dunklen feurigen Augen hatte schon manches Männerherz Gefahr brüngend bedroht, doch noch keiner hatte Gnade vor ihr gefunden. Viel reiche und vornehme Herren bewarben sich um ihre Hand, aber Alle wurden lachenden Mundes abgewiesen. Das Leben, welches in dem Hause ihres Vaters geführt wurde, berechtigte zu der Annahme, daß Biemann ein sehr reicher Mann sei, und traten schon deswegen mir solche Bewerber um der Tochter Gunst auf, welche selber ein ansehnliches Vermögen in die Wagschale legen konnten; trotzdem aber gelang es, wie schon gesagt, keinem, die sprüde Schöne zu besiegen. Da führte ein Umgangsritual den Kaufmann Reinhold aus Magdeburg in das Biemann'sche Haus. Ein stattlicher, sein gebildeter Mann, machte er einen ersten Erscheinen einen sehr glänzenden Eindruck auf die Familie, insbesondere auch auf die Tochter. Reinhold war außerdem ein sehr wohlhabender Mann, befaßt ein blühendes Geschäft (die Firma „Reinhold und Bauermeister“ ist heute noch eine der respectabelsten und bedeutendsten in Magdeburg), er wiederholte seine Besuche in dem Biemann'schen Hause ziemlich häufig, und als er nach nicht gar langer Zeit um die Hand der Tochter anhielt, wurde ihm solche von den Eltern gewährt und auch die bisher unbeküpfte Schöne wußt sich verschämt und liebgebührend an die Brust des überglücklichen Brautverlobers. Nach einigen Minuten der schmachenden Schamfucht, der ewig sich wiederholenden Schamfucht gegenseitiger Liebe und Treue, stand endlich die eheliche Verbindung der beiden jungen Leute statt. Reinhold siedelte mit seiner jungen, in Lebenslust und Freude strahlenden Frau nach Magdeburg über; beglüktwünschte von seinen Freunden, beneidet von Zielen um die Lebensgefährtin, welche er sich ausserkoren, fühlte er sich stolz, ein solches Weib an sein Herz drücken zu dürfen. — Nur zu bald sollte sich der heitere Himmel dieser so glücklichen Ehe mit finsternen Wolken überziehen. Ein Gewitter stand drohend am Horizont — die Schwiegermutter. Immer dichter drängte sich die unheilschwangere Luft zusammen, bis züngelnde Blitze gierig und verheerend in den häuslichen Frieden der jungen Ehe schlugen, dann angezogen durch weibliche Eitelkeit und Schamfucht ein Feuer ansaften, das aufleuchtend in Lodernden Flammen, racheſchreiend zum Himmel empor stieg und mit einem abscheulichen Verbrechen das Glück zweier Menschen auf immer zerstören sollte. — Die Vermögensverhältnisse des Rittergutsbesitzers Biemann erwiesen sich bald als zerstört, sein luxuriöses Leben, zu dem er hauptsächlich durch die Eitelkeit und Prunkfucht seiner Frau verleitet worden war, brachte ihn dahin, bedeutend mehr auszugeben, als seine Einnahmen dessen konnten; er starb nach kurzen Krankensäulen plötzlich, verschuldet und in Sorgen um die Zukunft seiner noch unmündigen Kinder. Die Frau des Verstorbenen lebte fortan in dem Hause ihres Schwiegersohnes Reinhold, welcher ihr, um das Gut vor den Drängen der Gläubiger zu schützen, 25,000 Thaler, hypothekarisch eingetragen, auf dasselbe bargte. Die Witwe Biemann verschloß nicht, ihre Verschwendungsſucht, ihr von früher her gewohntes üppiges Leben auch auf den Haushalt Reinholds zu übertragen. Mit der Autorität, welche sich Schwiegermutter mit zu gern aneignete, beherrschte sie Reinhold, der fast willenslos ihrem dictatorischen Wesen unterthan wurde. Aber nicht genug hiermit, sie übte auch schädlichen Einfluß auf ihre Tochter, welche falls bei seiner Flucht zurückgelassen hätte. — Heiligens-

bis dahin in zärtlicher, treuer Liebe an ihrem Manne hängend, nur für ihn lebte und sich in dem bürgerlich eingerichteten Haushalte wohlfand. Sie erwachte in ihrer Tochter die Lust zum Vergnügen, sie machte ihr die einfache Häuslichkeit zu wider und lenkte sie von der Erfüllung ihrer bisher streng erfüllten Pflichten ab. Sie war der böse Dämon dieses Hauses, sie bedrohte durch ihre Verschwendungsſucht nicht allein das durch Fleiß und Spar- und den ungestörten Frieden seiner Ehe untergrub sie. Das unter solchen Umständen Reinhold nicht gleichzeitig und ruhig bleiben konnte, ist selbstverständlich: es kam zu sehr heftigen Auseinanderen zwischen ihm und seiner Schwiegermutter, welche jedoch in dem unglücklichen Verhältniß nichts änderten, denn seine Frau wurde vollständig von ihrer Mutter beherrscht und war ihrem Manne schon zu sehr entfremdet worden. Inzwischen sollte das Gut des seligen Biemann subhastirt werden, die Schuldenlasten waren zu groß und Reinhold, um nicht seine, der Schwiegermutter gelehrten 25,000 Thaler zu verlieren, erstand das Gut in der Subhastation. Eine testamentarische Bestimmung des Biemann aber lautete, daß, wenn sein Gut in fremde Hände kommen sollte, der Käufer verpflichtet sei, für die Erziehung seiner noch minderen Kinder zu sorgen. Diese Bestimmung, welche Reinhold wohl unbekannt war, veranlaßte ihn, das Gut wiederum verkaufen zu wollen. Ehe dieser Verkauf noch zu Stande kam, im März vorigen Jahres, starb Reinhold plötzlich ohne vorhergegangene Krankheit. Der so jäh Tod des gesunden starken Mannes mußte auffallend erscheinen, es wurde eine Obduktion des Reichmanns angeordnet und festgestellt, daß Reinhold durch Gift, und zwar durch Arsenik, um's Leben gekommen war. Sollte hier ein Selbstmord vorliegen? Raum denkbar! Reinhold, ein gut sitzter, praktisch nüchtern Mann, fern von jeder Anlage zur Melancholie, konnte eines solchen Schutes nicht fähig sein. Auch die Criminalpolizei schien von dieser Annahme auszugehen: man nahm wiederholenlich Haussuchungen in der Wohnung des Verstorbenen vor, und es erfolgte die Verhaftung der Witwe Biemann und deren Tochter, der Frau Reinhold.

Wie ein Lauffener durchlief es die Stadt: Reinhold, der allgemein bekannt, Geachte ist vergiftet worden. Von wem? Seine Frau und Schwiegermutter sind verhaftet worden und das Gericht bringt diese beiden Personen natürlich in engste Verbindung mit dem schrecklichen Verbrechen. Und wohl nicht mit Unrecht. Nach dem, was allgemein bekannt war, daß die ungern Sympathien erweckte Witwe Biemann mit ihrem Schwiegersohne in stetem Unfrieden lebte, daß ihrem Stolz und ihrer Herrschaftsſucht das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem sie zu demselben stand, wohl drückend und unangenehm sein mochte, hält man sie einer so abschrecklichen That für fähig. Aber ist auch die Frau schuldig an diesem Giftmord? Die öffentliche Meinung sagt — „ja.“ Sie hat im Gefängniß ein Kind geboren, von welchem man behauptet, daß dessen Vater nicht Reinhold, sondern daß es die Frucht eines mit einem Offizier heimlich unterhaltenen strafbaren Verhältnißes sei. Die Verhandlung vor dem Schwurgericht wird ergeben, wie weit diese Gerüchte auf Wahrheit beruhen. Wir wollen, ehe wir unseren heutigen, vorläufigen Bericht schließen, nicht unerwähnt lassen, daß dringender Verdacht vorliegt, eine in Magdeburg berüchtigte Quadralberin und Wahrsagerin sei der Theilnahme an diesem Giftmorde schuldig. Sie soll das Gift der eigentlichen Mörderin zugetragen haben, wenigstens hat man sie häufig in dem Hause Reinhols, und zwar in dessen Abwesenheit, verkehren sehen, auch ist diese Person sechsbischlich verfolgt worden; jedoch, wie es heißt, vergeblich, man hat ihrer leider nicht habhaft werden können. Für die Verhandlung sind drei bis vier Tage angesetzt, nahe an 60 Zeugen werden von der Staatsanwaltschaft und Vertheidigung vorgeführt, auch der berühmte Chemiker, Professor Dr. Sonnenchein aus Berlin, wird als Sachverständiger sein Gutachten abgeben. Die Vertheidigung befindet sich in bewährten Händen: die Rechtsanwälte Wilcke und Schulz in Magdeburg, beide als ausgezeichnete Juristen bekannt, redigewandt und eifrig in ihrem Berufe, werden gewiß nichts unversucht lassen, den Angeklagten, Witwe Biemann und Frau Reinhold, nach Möglichkeit zu nützen. Wir hoffen, schon in nächster Nummer im Stande zu sein, unjeren Lesern Rüheres über diesen das allgemeine Interesse wachruenden Prozeß mittheilen zu

haben die Recherchen der Criminalpolizei einen unerwartet raschen und glücksamen Erfolg gehabt, so daß mit Zuversicht zu erwarten steht, daß nicht nur der Verbrecher seiner Schandthat überführt, sondern auch das Dunkel endlich gelüftet werden wird, welches bisher auf dem schrecklichen Ende des unglücklichen Corny ruhte. Den ersten Anhaltspunkt erhielt die Criminalpolizei am Orte der That durch den mit Blut besetzten Stoc, den der Verbrecher auf dem Boden zurückgelassen hatte. Dieser Stoc, der bei Verübung der Corny-Hat gencu in derselben Weise, wie jener Besenstiel im Corny'schen Hause, eine schreckliche, nicht näher zu bezeichnende Verwendung gefunden hatte, sollte zur Entdeckung des Verbrechers führen. Als man nämlich in der Gegend des Ortes Wegs nachschaute, ob jemand einen Mann mit einem ähnlichen Stoc, wie der hier bemerkte habe, meldeten sich mehrere Leute, welche in den letzten Tagen öfter einen anständig gekleideten Mann von großer Figur und mit langem Haar, welcher einen gleichen Stoc bei sich führte, in der Nähe des Hauses Nr. 46 gesehen hatten. Auch in dem Hause selbst wollte man diesen Mann zu wiederholten Malen bemerkt haben. Am Montag meldete sich jemand, der nicht nur den Stoc mit Bestimmtheit als den des erwähnten Mannes erkannte, sondern der auch diesen Mann selbst als den ihm persönlich bekannten Mädel v. Baskrow bezeichnete. Die Wohnung derselben war ihm nicht, wohl aber der Criminalpolizei bekannt, welche von Baskrow schon länger als einer Menschen kennt, der dergleichen unnatürlicher Ausschweifungen verdächtig ist. Er war deshalb bereits damals aufgefunden worden, mußte aber, da keine Verdachtmomente vorlagen, wieder entlassen werden. Baskrow wurde noch am Montag in seiner Wohnung in der Potsdamerstraße verhaftet. Er leugnete die That entschieden und wollte den Stoc nicht als den seinen anerkennen, während seine Wirthin sowohl als seine Aufwarterin denselben mit der größten Bestimmtheit als sein Eigentum recognoscirten. Unter keinen Kleidungsstücken fand man als weiteres Beweismittel ein mit Blut besetztes Beinleid. Von den oben erwähnten Leuten wurde v. Baskrow mit Sicherheit als der Mann recognoscirt, der seit etwa 8 Tagen wiederholt mit demselben Stoc in jener Gegend gesehen worden ist, obwohl er behauptet, nie dorthin gekommen zu sein. Diese Beweismomente sind so dringender Art, daß seine Schuld außer Zweifel steht; überdies ist er ungestrichen seines Leugnens nicht im Stande, sein Alibi nachzuweisen. Er stellt sich in seiner Haft außerst fromm und führt bei den Verhören beständig den Namen Gottes im Mund. Was das Verbrechen selbst anbetrifft, so ist es genau bis in die kleinsten Details in derselben bebildlichen Weise ausgeführt, als in dem Corny'schen Hause, und es erscheint als ein merkwürdiges Glücksumstand, daß das Kind am Leben geblieben ist. Der Verbrecher scheint selbst sein Opfer für tot gehalten zu haben. Kürzer den erwähnten Verstümmelungen hatte er ihm noch einen Fleischschnitt in den Unterleib beigebracht. Sobald der Zustand des Kindes es erlaubt, wird eine Recognition mit dem v. Baskrow vorausnehmende vollständige Überführung derselben bewirken. — Bei der überaus großen Ähnlichkeit dieses Verbrechens mit dem Corny'schen Mord, ist es fast über alle Zweifel erhaben, daß auch der arme Väterlehrling ein Opfer desselben Verbrechers geworden ist.

Die Berliner Diebe von Profession wollen selbst die „heilige Hermannad“ nicht mehr respektiren, wie der nachfolgende Fall beweist. Der Kriminal-Kommissarius Küster ist eine in der hiesigen Gaunerwelt sehr bekannte und, so paradox das auch klingen mag, sogar beliebte Persönlichkeit. Die jugendliche und humane Weise, in welcher er mit allen Mitgliedern der edlen Genossenschaft verkehrt, hat ihm die Ehre verschafft, ihrer besonderen „Freundschaft“ gewürdig zu werden, und häufig sogar statthen die selben ihm in seiner Wohnung Besuch ab, um ihm Mittheilungen zu machen, welche sich auf hier verübte Diebstähle und Gaunerstreiche beziehen und ihm schon von grossem Nutzen gewesen sind. Selbstverständlich traut Herr Küster bei solchen Gelegenheiten seinem „Freunden“ nicht weiter, als er sie sieht und hat deshalb seine Dienstboten streng angewiesen, einen solchen Besuch niemals im Eingang oder in einem Zimmer allein zu lassen, sondern ihm sofort zuzuführen. Diese Voricht hält sich auch bis herzlich bewahrt, bis Küster vor Kurzem in die Lage kam, für sein Kind eine Amme von außerhalb mieteten zu müssen. Das Mädchen wurde zwar gleichfalls für solche Fälle instruiert, sein simpler Verstand reichte jedoch nicht so weit, die Kniffe eines durchtriebenen Gauners zu durchschauen. Eines Tages in der vergangenen Woche wurde während der gewöhnlichen Sprechstunden des Kommissars die Glöde gezogen. Die Amme, ihrer Instruction eingedenkt, öffnete und erlaubte den Eintretenden, denen „confiscirte Physiognomie“ erlaubt das unerfahrenen Landmädchen nicht varan zweifeln ließ, daß derselbe zu der ihr empfohlenen bewußten Kategorie gehörte, ihr nach dem Zimmer ihres Herrn zu folgen. Der Mann, welcher stark angetrunknen zu sein schien, taumelte in dem dunklen Corridor hin und her und schien noch nicht zurecht zu laufen zu können; schließlich aber machte er das Mädchen darauf aufmerksam, daß es der Anstand sei, etwas erforderliche, seinen Besuch erst anzumelden. Das Mädchen stand diesen Einwand sehr plausibel und folgte dem Raume des Mannes, der darauf von ihr in das Büfettzimmer geführt wurde. Nachdem er den Criminalbeamten einige, für diesen interessante Mittheilungen gemacht hatte, verabschiedete er sich wieder, worauf Küster ihn, aus bekannten Rücksichten, selbst durch den Corridor geleitete und sich hier vor einem Kleiderständer postierte, an welchen er beim Nachhausekommen seinen Rock und Barett aufzuhängen pflegte. Er wollte den annexionslustigen Communisten so verhindern, beim Hinabgehen einen unerlaubten Griff nach diesen Kleidungsstücken zu machen. Eine sehr tiefe Verbeugung, welche der Gauner nicht an der Thür des dunklen Corridors machte, hielt er für ein Zeichen besonderer Höflichkeit und Achtung, die ihm derselbe zu Theil werden ließ. Es als Küster gleich darauf ausgehen wollte, ward ihm klar, was diese tiefe Verbeugung zu bedeuten hatte: sein Rock und Barett waren verschwunden und er hatte sich, als er seinen Besuch hinausliess, unnötige Mühe gegeben, den Kleiderständer zu schützen, denn die Kleider hatte der Gauner schon bei seinem Eintreten in den dunklen Corridor, ohne daß es das Mädchen bemerkte, herabgenommen, und im Bündel zusammengewickelt, dieses vor der Ausgangstür niedergelegt und es ebenso unbemerkt beim Hinausgehen wieder aufgenommen. Der schlaue Dieb, der sich auf diese Weise für seine Müntheilung bezahlt macht, ist dem Kommissarius Küster zwar bekannt, doch hat er seiner bis jetzt noch nicht habhaft werden können.

Woltersdorff: Theater. Als Herr Woltersdorff das Neujahrsspiel übernahm, kündigte er an, daß sich das Berliner Publikum nunmehr einiger Extraleistungen zu versetzen habe und in der That begann er mit einem wenigstens erträglichen Repertoire und ganz respektablen Stücken, von denen wir uns noch recht gut der anmutigen Leistungen des Fräuleins Weinberger erinnern. Indessen wurden bald genug Repertoire und Darstellung nach einer anderen Richtung hin extra und wenn immerhin eine Zeit lang auch Fräulein Rathay noch eine Art Magnet blieb und jetzt noch die Herren Karus, Delakewitz und das in verschiede-

nen Branchen wohlbegabte Käulein. Wagner ganz erträgliche Darstellungen ermöglichten würden, so ist die gegenwärtige Zeitung dieser Bühne mit den letzten beiden Novitäten „Hoh und Kabinett-Geschichten“ und „Ein Stündchen an der Börse“ doch zu einem Grade ihres Extra hinabgesunken, der es kaum noch schafft, von der Existenz eines Woltersdorff-Theaters fernher Notiz zu nehmen. Wir wollen deshalb auch Niemand mit dem Inhalt dieser Novitäten begeistern und einfach berichten, daß die erste bis zum vierten Bild sie entwickelt hatte, als ein ziemlich allgemeiner Protest losbrach, den Herr Starus noch einmal mit der gutgemeinten Versicherung, bekräftigte: „Es ist ja gleich zu Ende.“ Indessen, man ist in der Chausseestraße nicht so übelnehmisch, wie andernwo, der wieder aufrollende Vorhang brachte richtig das fünfte Bild, das man freilich im Zwischenfall mit großer Seelenruhe bis auf die Schlusscene gefürzt hatte. Es folgte demnach eine „herbare Ablesung“. Als die zweite Novität, die sich übrigens durch eine ganz hübsche Dekoration, „den neuen Börsensaal“, auszeichnete, bis zu dem Schlußfecht des Ausstrommels gehieben war, suchte ein anderer Mime die verlorene Schlacht mit der Bitte zu retten, „lassen Sie doch den Starus noch erst sein Couplet eingehen“. — Vergebens. Das Publikum hatte sich nachgerade in eine Stimmung hineingezögert, wie sie weisand im Schwarzen Adler zu Schönberg die Hauptwürze der dortigen Komödie bildete. Herr Starus mußte auf sein Couplet verzichten. Das Publikum stürzte aus dem Kunsttempel und der Rest mag Schweigen sein. — Am Sonnabend, den 23. d. M., eröffnet Signora Albina di Rhona, von einer großen transatlantischen Tour nach Deutschland zurückgekehrt, einen Gastkonzert-Erfolg. In dem eigends für Signora di Rhona von gewandter Feder geschriebenen Stückchen: „Wie man Künstlerin wird“, wird Signora Albina di Rhona französische Chansonnetten singen, einen in Kairo studirten ägyptischen Tanz „La fascination des serpents“ ausführen und mit einem ganz neuen Programm in der Prestidigitation debütieren.

„Im Roll'schen Theater ging am Dienstag neu einstudiert die heitere Posse „Spillie in Paris“ in Scene, und waren die neuen Couplets von überaus zündender Wirkung, sowie überhaupt die ganze Aufführung den reichsten Beifall fand. Voraussichtlich wird es diese urwitzige Posse bis zu hundert Vorstellungen bringen.

„Wallner-Theater. Sonnabend den 23. d. M. gehen folgende Novitäten in Scene: „Cagli“ Original-Zeitung aus Thüringen in 1 Akt von A. Berlin und „Don Juan im Reich“, Posse mit Gesang in 1 Akt von S. Haber. Dazu wird das beliebte Genrebild von Hugo Müller: „Adelaide“ gegeben.

Rundschau.

Der Glaube an die Zukunft. Als Napoleon den Staatsstreich noch nicht vollbracht hatte, sondern erst mit den Vorbereitungen für denselben beschäftigt war, als er die Truppen auf dem Marsfeld reichlich speisen und tränken ließ und diensteifrige, ehrgeizige Journalisten zu dingen suchte, da erfanden seine Lobredner die geheimnisvolle Phrase: „Der Präsident folgt seinem Stern.“ Ein Berliner Zeitblatt gab sich damals die Mühe, zu untersuchen, welcher Stern das wohl sein möge und kam zu der Vermuthung, daß es wahrscheinlich ein Unstern, oder gar nur eine Sternschnuppe sei. Die ganze Welt zweifelte daran, ob es wirklich in den Sternen geschrieben sei, daß der Meiste jemals die Sterne seines großen Theins auf sein Haupt setzen werde. Der Präsident aber ward zum Kaiser, sein Stern war ihm günstig, und schien im hellsten Glanze über den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino zu strahlen. Kein Wunder, daß er selbst an diesen Stern glaubte, daß er sich selbst als ein Werkzeug der Vorsehung betrachtete und gern von seiner „providentiellem Mission“ sprach. Sein Stern ward aber plötzlich verdunkelt und verschwand hinter dem blutigen Gewölbe von Mexico. Daß er, wie Manche behaupten, gänzlich erloschen sei, bestreitet der Kaiser ganz entschieden. Er hat zwar an der Stelle, wo ehemals sein Stern gestanden, einige „dunkle Punkte am Horizont“ erblickt, aber er lebt der frohen Zuversicht, daß trotz Sadova, trotz Baudin und Rochedort, sein Stern in alter Pracht wieder hervorbrechen werde. Diese Zuversicht ist es vor Allem, die aus der Thronrede spricht, mit der er am 18. d. M. die Kammermänner eröffnet hat.

Seine Zukunft, die Zukunft seiner Dynastie ist ihm gleichbedeutend mit der Zukunft Frankreichs. Er hat, obwohl er alt und kränklich ist, obgleich sein Thron nur „auf zwei Augen“ steht, weder Glauben noch Hoffnung verloren. Die Nation — sagt er — hat, unempfindlich für die heftigsten Aufreizungen und zährend auf meine Fertigkeit für die Aufrechterhaltung der Ordnung sich nicht in ihrem Glauben an die Zukunft erschüttern lassen.

Die Vorsehung spielt auch in der neuesten Rede wieder eine bedeutsame Rolle: es war nicht das Übergewicht der rohen Gewalt, nicht die furchtbare Strenge der Gerichtshöfe, wodurch die Opposition zum Schweigen gebracht wurde, sondern der Wille der Vorsehung. „Benevolentestes Zusammentreffen!“ rief der Kaiser aus, „je mehr Abenteurer und auf den Umsturz gerichtete Geister die Ruhe zu stören trachten, desto tiefer wurde diese Ruhe.“

Je mehr Pariser einst am 2. December niederknieten würden, desto stärker würden die Strafen — welch hemmungsloses Zusammentreffen! Je größere Transporte nach Lambessa befördert würden, desto lauter jubelten die Kaiserlichen — welch merkwürdiges Zusammentreffen. — Die Geister der „Abenteurer“ spukten noch an einer anderen Stelle der Rede, wo es heißt: „Die Volksmassen sind beharrlich in ihrem Glauben, wie in ihrer Zuneigung, und wenn edle Leidenschaften fähig sind, dieselben in Wallung zu bringen, so bewegen Spitzindigkeiten und Verleumdungen sie kaum auf der Oberfläche.“

Wer Recht hat man die Frage aufgeworfen: wie kam der Kaiser dazu, die Welt wieder einmal durch eine so lange ausführliche und alle Fragen der inneren und äußeren Politik berührende Thronrede zu überraschen? — Die Antwort finden wir in der Rede selbst und zwar in den Worten: „Der Augenblick naht, wo zum dritten Male seit Errichtung des Kaiserreichs der gesetzgebende Körper sich durch Wahlen erneuern wird.“ Bald wird sie (heißt es am Schluß) in ihren Wahlbezirken zusammenberufen, um die kaiserliche Politik zu genehmigen. Sie wird durch die Wahlen auf's Neue verkündigen, daß sie keine Revolution will, sondern daß sie die Geschichte Frankreichs auf das innige Bündniß der Staatsgewalt mit der Freiheit begründet wissen will. Insosfern die Rede auf die nächsten Wahlen berechnet

ist und vorbereitet, ist sie nicht ungeschickt gearbeitet: sie zählt am Eingange und dann noch einmal am Schlüsse auf, was die kaiserliche Regierung Alles gethan habe für Ruhe und Größe Frankreichs, für seine Freiheit, den wachsenden Wohlstand, seine Wehrbereitschaft u. s. w. Sie verheisst der Nation, daß sie freuen werde, nach Augen Frieden zu halten und im Innern die Wohlthaten des Fortschritts und einer maßvollen (d. h. mäßigen) Freiheit zu gewährleisten. Nur ganz nebenher sagt sie, daß man allerdings die Verfassung nicht disziplinen lassen werde. Sie duftet zwar etwas stark nach Selbstlob, indem sie fragt: „welche Regierung hat denn Frankreich 17 Jahre der Ruhe und eines stetig wachsenden Wohlstandes gegeben?“ aber sie bekennt doch auch bezeichnend: „jede Regierung kann sich irren und das Glück lädt nicht allen Unternehmungen.“ — Sie verspricht endlich — und das ist für das Volk am Verständlichsten — Förderung des Ackerbaus, der öffentlichen Arbeiten, der Verkehrsstraßen, des Unterrichts u. s. w. und stellt die Heraussetzung der Steuern in Sicher, nicht allzuferne Aussicht. — Welcher Wähler könnte so herlichen Versprechungen sein Ohr verpflichten? — Die Professoren und Regierungscandidaten haben nichts zu thun, als sich die kaiserlichen Wahltrede zum Muster zu nehmen und sie mit Variationen für Wahlbezirks-Versammlungen zu versetzen.

Insofern die Rede jedoch auf Beruhigung des Auslandes gerichtet ist, verfehlt sie unsres Erachtens vollständig ihren Zweck. Das Volk, sagt der Kaiser, empfand ein gerechtes Gefühl des Stolzes an dem Tage, da es sich bewußt geworden, daß es durch die neue Armee-Reorganisation nunmehr im Stande sei, allen Eventualitäten entgegenzutreten. Armee und Reserve sind vollkommen und mit besseren Waffen ausgerüstet, die Mobilgarde in der Bildung begriffen, die Arsenale und Magazine sind gefüllt, die festen Plätze in bestem Zustande, die Kriegsschiffe umgebaut — mit einem Wort — wir sind „fertig zur Attacke.“ Das beständige Ziel meiner Bestrebungen ist erreicht, die militärischen Hilfsmittel Frankreichs sind jetzt auf der Höhe seiner Bestimmung in der Welt. Unter diesen Umständen können wir laut unsern Wünsch, den Frieden zu erhalten, aussprechen. Es liegt keine Schwäche darin, dies zu sagen, sobald man nur für die Vertheidigung der Ehre und Unabhängigkeit des Landes bereit ist.“

Was hilft uns da die Versicherung: „Unsre Beziehungen zu den fremden Mächten sind die freundlichsten.“

Wenn sie so freundlich sind — wozu die Künste gegen wen der ungeheure Kriegsapparat?

Der Kaiser beteuert, daß durch die Revolution in Spanien die guten Beziehungen zu diesem Lande nicht gestört worden sind. Auch die guten Beziehungen — hätte er hinzusetzen sollen — zu der gestürzten Dynastie sind dieselben guten geblieben, ja in letzter Zeit noch inniger geworden.

Die eben beendeten Conferenzen nemmt der Kaiser „einen großen Act, dessen Bedeutamkeit wir schätzen müssen.“ Aber er weiß über den großen Act nichts zu melden, als daß die Bevollmächtigten über die Grundzüge übereingekommen sind, welche geeigneter sein dürften, eine Annäherung zwischen Griechenland und der Türkei herzuführen. Zu den schönsten Zukunftsträumen des Kaisers gehörte vor Jahren der eines europäischen Fürstencongreses. Die Eröffnung der Conferenz hat diesen Traum auf's Neue entfacht, er hat sich noch einmal berufen gefühlt, das Schiedsrichteramt in Europa zu übernehmen; das Ende der Conferenz wird ihm gezeigt haben, daß der Glauben an die Zukunft nur zu oft nichts weiter ist, als — Aber — Glauben.

Nordhausen. Am 15. Abends 9 Uhr ist in dem Eisenbahntunnel zwischen Elster und Walsbüttel zwischen dem Joel und Bondel ein gräßliches Unglück passirt. Es war da eine große Zahl von Arbeitern eben mit dem Abendessen beschäftigt, als sich in dem Gebälk ein Knistern und Knistern vernehmen ließ, dem bald Gerölle in großen Massen nachfolgte. Eine Anzahl von Arbeitenden gelang es, sich noch vor dem vollständigen Zusammensturz zu retten, aber 17 Personen werden vermisst und sind ebenfalls von dem massenhaften Gedränge, welches heruntergestürzt, so begraben, daß an Rettung nicht zu denken ist. Ein sachverständiger Augenzeuge weilt mit, daß der Schutt vor vier Wochen nicht entfernt werden kann. Bis jetzt hat man zwei Tode aus demselben hervorgezogen. Ein Bergungslüder, dessen Arm von einer schweren Walze getroffen war und durch sie festgehalten wurde, gab seinen Geist auf, bevor man Maßregeln ergreifen konnte, um ihn aus seiner schrecklichen Lage zu befreien.

Graf Hadubrand der 99ste.

Eine heitere, doch lehrreiche Historie von Rudolph Menger.
(Fortsetzung.)

Kapitel VII.

Eine Salomonische Entscheidung.

Graf Hadubrand stieg nicht aus, aber er sank halb verdeckt in die Polster des Wagens zurück, während der Capitän die Friedrichsd'ors in seine Tasche beförderte.

Mendacior schnitt eine außerst vergnügliche Grimasse, stopfte sich mit der Kartoffe, die Graf Hadubrand verschmäht hatte, das rechte Nasenloch zu, warf nach Fräulein Klotilde, die bisher theilsnamlos dasag, nun aber ihr reizend blaßes Gesicht in schener Angst ihrem Vater zuwiedete, einen Blick hin, der eine ganze Welt verwirrender Gefühle ausdrückte, bestieg dann die linke Seite seines Rückorgans und sagte zum Capitän:

„Es ist wirklich schade, lieber Herr von Dommerwetterleitisch, daß die kleine Person über die Grenze zurückgebracht werden soll.“

„Wir haben die gemessenen Befehle,“ erwiderte der Capitän. Dann fuhr er zum Grafen gewendet fort:

„Steigen Sie aus, mein Herr, und Sie, meine Dame, bemühen Sie sich gleichfalls herunter, denn der Wagen muss näher untersucht werden. Er soll eine erstaunliche Menge Goldes enthalten, wenn wir recht berichtet sind.“

Graf Hadubrand hielt sich allmählich erholt; sein Erstaunen war in Entzückung übergegangen und er rief im Gefühl seiner gekränkten Unschuld und im Andenken dessen, was er seinen hohen Ahnen schuldig war, mit edler Wärme:

„Ich bin der Graf Hadubrand und werde meinen

Wagen nicht verlassen. Ich reise auf Grund meines Passes, der von der russischen Gesandtschaft zu Berlin ausgestellt und mit ihrem Siegel versehen ist. Ich protestiere gegen jede Gewaltthat, die gegen meine Person intendirt wird, und verlange den Schutz der russischen Gesetze.“

„Ihr Pass ist jedenfalls nicht in Ordnung,“ hohnsächte Mendacior, „denn er lautet auf drei Personen, und so viel ich bemerken kann, reisen Sie im Tête-à-Tête mit dieser schönen Dame.“

Der Capitän winkte, und die beiden, dem Wagen zunächst haltenden Kosaken legten Hand an den grauslichen Überzieher. Da fiel Klotilde ihrem Vater weinend um den Hals und bat ihn flehentlich, der Gewalt nachzugeben. Er gab nach, ihr zu Liebe, wie er den Heldengeist so vieler Hadubrands in sich beschwichtige, stieg aus seinem Wagen und betrat leutselnd die heilige Erde Russlands. Dann bot er seiner Tochter die Hand, die ihm behende folgte, während sich Mendacior den Glascherben, der ihm als Vorquette diente, in's Augenlende.

„Fürchte Dich nicht, Klotilde,“ sagte der Graf zu seiner Tochter, die nun zitternd neben ihm stand, „fürchte Dich nicht. Es ist ein beklagenswerthes Missverständnis, das sich auflären muß, sobald wir dem Gouverneur dieser Provinz gegenüberstehen. Subalterne Beamte lassen sich überall Gewaltthäufigkeiten und Übergriffe zu Schulden kommen, und diese Herren hier werden es büßen, was sie sich gegen uns herausnehmen, so wahr wir auf der heiligen Scholle stehen, die sich Ordnung und vernünftige Freiheit als letzten Zufluchtsort in Europa erwählt haben. Ich hoffte sie freitlich unter günstigeren Auspicien zu betreten.“

Während er diese Worte in unverwüstlichem Glauben an den Edelstein der Weltordnung, der Russland heißt, gesprochen hatte, waren die Kosaken, so viel ihrer hineingingen, in den Wagen gestürzt und hatten herausgeworfen, was nicht niet- und nagelfest war. Ehe der Graf ihnen die Schlüssel ausständigen konnte, lagen seine Koffer mit zertrümmerten Teekannen im Sande, und war die Hälfte seiner Garderobe und der Klotilds heraustrüppert und durcheinander gewühlt. Graf Hadubrand ließ sich auch das gefallen, ohne in seiner guten Meinung für Russland irre zu werden; er gestand sich nur im Stillen zu, daß die Reiter der Apokalypse, die am Ende der Tage zerstörend durch die Welten brausen sollen, ohne Zweifel Gefahren sein würden.

Mendacior leitete übrigens mit bewunderungswürdigem Talent das Werk der Zerstörung. Mit seinem rothen Kopfe über einen großen Koffer sich niederbeugend, wühlte er nach den Geldsäcken, die seine spige Käse in Witterung hatte. Plötzlich sah er empor, zog aus einem Haufen von Damengarderobestücken einige Broschüren hervor und las: die Stirn gefalten und jede Silbe accentuirt:

„Leber die Rechte der polnischen Nationalität.“

„Was ist das?“ — fragte Graf Hadubrand erblässend.

„Leber die Organisation einer wahren Volkspartei.“

„Klotilde!“ rührte der Graf. „Wer hat mir das geschenkt?“

„Gott!“ rief diese, „das sind Reden, die Roderich in Frankfurt gehalten und auf Amélie's Wunsch uns nach Hadertiel geschickt hat. Ich nahm sie mit, heurer Papa, als das einzige Andenken, das ich an Roderich habe.“

„Es ist vollständig klar,“ schrie Mendacior, indem er die Broschüren triumphirend um sein rotes Haupt schwankte; „diese Schriftstücke sind entscheidend, mehr als entscheidend, sie sind niederschmetternd. Hat man jemals eine ähnliche Freiheit erlebt? Diese Broschüren, Herr von Dommerwetterleitisch, will man nach Russland importiren. Unerhörlich! abschrecklich! grauenhaft! gepeinigterhaft! Ich finde keine Ausdrücke, um die ganze Schändlichkeit dieses schwarzen Verbrechens gebührend zu qualifizieren.“

„Das Gold, das Gold!“ unterbrach ihn der Capitän — „das Gold, Mendacior! Lassen Sie diese Broschüren, deren Endigung freilich ein großes Verdienst für Sie und ein niederschmetternder Beweis für die Schuld dieses Polen ist, aber das Gold bleibt die Hauptfahne.“

„Ich soll nun einmal ein Pole sein,“ senkte Graf Hadubrand — „ich, dessen Stamm von Hadubrand dem 66. bis zum 84. dieses erlauchten Namens mit dem Schwertheit gegen die Polen im Felde lag, ich, der ich selbst zu allen Zeiten eine Art Erbfeindschaft ihnen schuldig zu sein glaubte! Ach, man wird hier am Ende zu behaupten wagen, daß ich ein katholischer Jude bin, oder daß meine arme Tochter ebenfalls ein Pole ist.“

„Man kann nicht wissen“, lächelte Mendacior, der sich gern einen Kapitalpox gemacht hätte; „ich glaube sogar, ja, ich möchte darauf schwören, daß diese reizenden Züge eher einen männlichen, weniger einen knabhaften Charakter tragen, als einen weiblichen. Smar die Täuse“, fügte er schmunzelnd hinzu, „sind offenbar auf jungfräuliche Proportionen berechnet, auch die Hände sind reizend und füssig.“

„Wer Mendacior,“ unterbrach ihn der Capitän von Neuem, „nach den Informationen, die uns zugegangen sind, soll diese Person eine Dame sein, und folglich ist sie es.“

Mendaciors inquisitorische Blicke hatten schon wiederholt in Klotilds Wangen das jungfräuliche Blut steigen lassen; jetzt war sie blau geworden, wie üblicher Schnee, doch Graf Hadubrand trostete sie noch einmal und sagte:

„Sei ruhig, meine Tochter, denn wir sind in Russland, wo uns nach den Leiden, die wir jetzt zu tragen haben, ein ewig heiteres Glück an den romantischen Ufern des Don blühen wird.“

Plötzlich stieß Mendacior einen Freudenschrei aus und warf zwei ziemlich große Säcke auf den Boden, die das enthielten, was von den durch Hadubrand den 66. erbetteten Schülern im Laufe so vieler Jahrhunderte übrig geblieben waren.

„Gold, Gold, Gold! In Wahrheit und wahrhaftig Gold!“ frohlockte Mendacior, als der Capitän mit seinem Säbel einen Sack aufgeschlissen hatte, daß die Friedrichsd'ors wie der goldene Paradies hervorquollen.

Ein Kosack ließ sich bei diesem Anblick vom Pferde fallen und raste, als er sich selbst aufraffte, aus Versehen ein Goldstück mit auf.

„Also falscher Pas, aufwühlreiche Schriften und Gold-

Die abgehauene Hand. *)

Novelle von F. Hilmar.

Die herrlichste Herbstnacht, wie sie nur den nördlichen Ländern zu eigen ist, hatte sich über die Ebenen des Bug gelagert. Die dunstfreien Schichten der ruhigen Atmosphäre wurden vom Glanze der Sterne sanft durchstrimmt und breiteten sich am Horizonte aus wie duftige, silbergewebte Schleier, mit Brillanten, den Sternbildern, geschmückt. Nach allen Richtungen hin dehnten sich die endlosen Ebenen im einheitlichen Charakter der polnischen Landschaft aus. Reichtum, gehügelte, üppige Fluren, im Busen die verrätherischen, grundlosen Sumpfe, wechselten mit düsteren Waldungen ab. Die schaffende Hand der Natur hatte hier noch viel von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt; ihr Werk lag vor dem beobachtenden Auge wie ein schönes, nacktes Indianerkind mit ungefährtem Haar, und an den wenigen Punkten, wo die civilisirrende Hand herausfordernd sich zeigen sollte, wurde man leicht an den Tahitaner erinnert, der auf den nackten Schultern General-Gaulettens trägt.

Der tiefe Friede der Nacht bildete einen grellen Gegensatz zu den Leidenschaften, welche die Bewohner jenes Theils von Polen und weiter hinauf erregten. Eine ungünstliche Nation, die von ihrer ehemaligen Macht nichts übrig behalten, als die Erinnerung an den früheren Glanz, als das leichte, flammende Blut der Väter und eine glühende Phantasie für das Ideal unerfüllbarer, politischer Träume. Diese Nation hatte von Neuem zum Schwerte und zur Sense für die Einkämpfung ihrer Selbstständigkeit gegriffen. Die Russen boten ein Heer auf, die fanatischen Empörer zu erdrücken. Welche Gräuel wurden in hartnäckigen Kampfe von beiden Seiten verübt! —

Du stille, exhalante und sanftlosende Nacht, du schmücktest dich nicht mit deinem schönsten Gewande, um die frischen Blattlachen, die starren Leichname mit den klaffenden Wunden auf den weiten Ebenen zu zählen. Du giest nicht die Silberstrahlen Deiner Sterne auf das Land, um den Vorposten bei ihrer nächtlichen Wache, oder den lautlos dahinschleichenden Trupps zu leuchten, die zu einem Ueberfall vorsichtig, Gewehr im Arm, um das Blinken der Bajonette zu verhindern, dem gedämpften Commandoworte folgen. Aber du verschüsst auch dein heilig-heiteres Angesicht nicht, weil kein Blick sich zu Dir erhebt, weil die Augen der umherstreifenden Menschen nur mordgierig nach einem unachtsamen Feinde spähen, um ihn zu ermürzen.

Und doch war ein Augenpaar, das träumerisch und monneberaßt zu den Sternen des Nachthimmels emporblieb. Umwelt des Flusses, der seine durchsichtigen Fluten fast geräuschlos nach dem Norden wälzt, steht ein plumpes, großes Gebäude, das den anspruchsvollen Namen Schloß führt. An dasselbe ist ein geräumiger Park gefügt, der die Vernachlässigung von Jahrzehnten verrät. Der Park zieht sich bis an eine ausgedehnte Laubholzwaldung. Das Schloß gehört der Familie Selembski. Die Tochter des Hauses, Tanka wandelt allein in den wenigen passierbaren Wegen des Parks. Ihre schlanke Gestalt schwiebt langsam dahin. Über das lange, schwerseidene, helle Kleid, das kein häflicher Reifrock bauscht, und dessen Schleppe geheimnisvoll nachrauschi, ist eine polnische Kuckuck von dunkelrothem Samt geworfen und zeichnet die runden, über das richtige Verhältniß nicht hinausgehenden Körperportionen trefflich ab. Das glänzende, schwarze Haar des unverhüllten Kopfes fängt selbst in der Nacht Lichtstrahlen genug auf, um fast bei jeder Bewegung der üppigen Locken den Reflex, sonst leuchtend, zurückzugeben. Das Wogen des Brustens verzündt eine innere Aufregung; die großen, sinnlichen, blitzen Augen heben sich oftmals nach dem Sternhimmel empor und melden bereit, daß die Aufregung des Innern ein Entzücken des Herzens ist. Tanka liebt, sie liebt glühend wie eine Polin, und vor wenigen Minuten stammelte der Geliebte zu ihren Füßen die Schwüre ewiger Zuneigung und Treue. Das junge Mädchen sieht noch immer das schwärmerische, siehende Auge ihres Constantin nach ihr emporgerichtet; sie hört noch immer die liebebegeisterten Worte des schönen Mannes; seineflammenden Klüsse brennen ihr noch immer auf den schmatzenden Lippen. Und während ihre überströmenden Gefühle sich fortwährend jene seligen Augenblide in der Erinnerung ausmalen und keinen Gedanken Raum lassen, die Verhältnisse der Wirklichkeit zu erwägen und eine Brücke in die Zukunft zu bauen, vergibt sie, daß Constantin ein russischer Officier ist, dem sie, das Polenmädchen, angehören will; daß sie die Eide seiner Liebe in dem Augenblide annahm, als Pole und Russen sich im Kampf zerstießen.

So ist das menschliche Herz. Es glaubt an das Recht seiner Gefühle und baut auf Ausnahmen für seine Schwächen, die für Stärke gehalten werden. Tanka vermochte nicht, sich ihren Träumereien so schnell zu entreissen. Der Moment ihrer Exaltation kannte keine Furcht, zu einer Zeit, wo jeder Fuß breit Erde zum Kriegsschlager gehörte, in dem düsteren Parks allein zu wandeln, ja sie schien es nicht einmal zu bemerken, daß sie die Grenze des Parks überstritten hatte und der unsichere Wald sie aufsuchte.

Mitternacht war längst vorüber, als das Geräusch eines aufgeschreckten Wildes sie zur Wirklichkeit zurückführte. Ein Grauen überfiel sie, als sie bei ihrer Vocalkenntnis bald entkannte, wie tief sie in die Waldung gelangt war. Mit besorgter Eile schlug sie den Rückweg nach dem Schloß

ein und, um ein Stück der Fahrstraße abzuschneiden, überschritt sie eine zur linken Seite befindliche, mit einzelnen hohen Wachholdersträuchern bewachsene Blöße. Die leichte, grazile Gestalt hüpfte wie die Kymme des Waldes auf dem bemoosten Boden dahin. Blößlich blieb sie stehen. Ein alabasterweißer, kleiner Handschuh lag vor ihren Füßen; die Fingerchen waren sanft gebogen, als stekte die zierlichste Hand noch darin. Tanka blickte sich neugierig, ihn aufzuhören. Sie früßt einen Schrei des Entschreckens aus und schleudert den Handschuh von sich. Er fühlte sich feucht, fast wie ein Schlangenleib an; die Finger des Handschuhs hatten zarte, blitzende Nagel und waren starr wie die eines Todten. — Tanka's Sinne verfragten vor dem unüberwindlichen Schauder den Dienst, sie taumelte und sank.

Ein kräftiger Greis, der noch zeitig genug zu ihrer Hilfe herbeistrang, fing sie in seinen Armen auf. „Was ist Dir, meine Herrin?“ sprach der alte besorgt. „Du warst vielleicht erstickt, und die Nachtruft hat Dich benommen?“ Tanka gab kein Lebenszeichen von sich, und es kostete dem Mann nicht geringe Mühe, das Mädchen zum Bewußtsein zurückzurufen. Als sie erwachte, befand sie sich noch immer unter den Eindrücken des Schreckens, sie stammelte Worte, die dem Alten unverständlich blieben, und wär nicht zu bewegen, den Weg über die Blöße fortzufsetzen. Endlich ertrieth der Greis aus den unzusammenhängenden Sätzen der Ausbrüche seiner Gebieterin die Ursache des Schreckens derselben. Er spähte unruhig, gewahrte den Handschuh, hob ihn auf und prüfte ihn und nicht ohne, daß es auch ihm eiskalt überließ, erklärte er seiner Herrin: „Es ist nichts, — eine abgehauene Frauenhand!“ Er stellte den unheimlichen Fund zu sich, weil er folgerte, die ehemalige Besitzerin werde, sofern sie noch lebe, dereinst suchen, was sie hier verloren habe.

Es dauerte noch einige Zeit, ehe sich Tanka so weit erholt hatte, mit Unterstützung des Dieners nach dem Schloß zurückzugehen.

Es war kein blinder Zufall gewesen, der den Greis zur rechten Minnie dem jungen Mädchen zugeführt hatte. Derselbe diente schon viele Jahre im Hause der Selembski. Ein Deutscher von Geburt, hatte er als wandernder Handelskunstler, sein Glück in Russland verloren wollen. Eine schwere Serankheit hielt ihn in Polen fest. Er würde im Elend verkommen sein, wenn nicht ein Starost, Tanka's Vater, für den armen Burschen väterlich gesorgt hätte. Jacob — dies war der Name des Deutschen — verließ aus Dankbarkeit seines Wohlthäters nicht mehr und mußte sich durch Geschicklichkeit und Treue nützlich, so wie seiner Herrschaft unentbehrlich zu machen. Der Starost, ein zäher Pole, den die Insurgentenheere dieses Landes seit Napoleon in ihren Reihen gesiegt, war 1846 gefallen. Er hatte nach seinem Titel gehaßt, weil nach seiner Meinung ein polnischer Edelmann selbst in der Bauernhütte ein Edelmann bleibe und den Grafen, Marquis und Fürsten im Range nichts nachgebe. Jacob übertrug die Abhängigkeit an seinen verstorbenen Herrn auf dessen Familie, und obgleich nach dem Starosten Todes im Schloße Manches anders geworden war, was Jacob mit Stolzschütern und Seufzern beobachtete, so verblieb er dennoch in seinem Dienste. Am heutigen Abend hatte er gesehen, daß Fräulein Tanka noch spät in den Park begab, und wegen der Unruhe und Un Sicherheit der Zeit war er ihr, ohne von seiner Herrin bemerkt zu werden, nachgeschlichen. Die Scene auf der Waldblöße zeigte, daß seine Vorsicht keine unnötige gewesen sei.

Jacob gehörte nicht zu denjenigen Menschen, die sich über ein unerklärliches Ereigniß den Kopf zerbrechen. Einerseits hatte er während der letzten fünfzehn Jahre auf dem Edelsteine schon mancherlei Wunderbares erlebt, andererseits aber brachte die stürmische Zeit fast täglich die sonderbarsten Lebenslagen hervor. Deshalb fiel es ihm nicht ein, über den Zweck der außergewöhnlichen Nacht-Promenade seiner Herrin zu grübeln und ebenso wenig, Nachforschungen über das Rätsel mit der abgehauenen Hand anzustellen. Er begnügte sich, das tote Glied in Weingeist aufzubewahren, und da sein Gemüth jedesmal tief ergriffen wurde, wenn er, die zarten, unzweckhaften einer jungen, vornehmen Dame früher angehörigen Finger betrachtete, so stellte er das Glas mit dem eignen Mund in die tiefste Ecke eines eingemauerten Wandbeschrankes.

Im Schloß herrschten außergewöhnliche Verhältnisse vor. Die Traditionen des alten Geschlechts Selembski gingen mit dem Streben der Unabhängigkeit Polens zusammen. Die zurückgebliebene Witwe des Starosten schien jedoch die patriotischen Drange nicht ganz hingezogen zu sein. Sie wußte allerdings mit Gewandtheit vor der Welt zu zeigen, daß sie den hergebrachten Grundsätzen der Familie ebenfalls huldige, aber ihre vielen freundschaftlichen Verbindungen mit russischen Großen, ihre heimliche, angestrengte Thätigkeit, sich das Grafen-prädicat zu verschaffen, ihre laue, fast zweideutige Haltung beim Ausbruch des jüdischen Aufstandes, zeigten dem alten Jacob hinlänglich, daß die Periode der patriotischen Aufopferung der Familie für die Sache Polens vorläufig abgeschlossen sei. Die Starostin hatte zwei Kinder: Tanka und Stanislaus. Letzterer, ein nach dem Tode des Vaters geborener Sprößling, gab der bösen Welt zu der Behauptung Veranlassung, der Starost hätte, eben wegen der Geburt dieses Sohnes, nicht wiederkommen dürfen. Wie dem auch sei, Stanislaus besaß das Privilegium der besonderen Bärlichkeit der Mutter. Er war für seine sechzehn Jahre

ein kräftiger junger Mann und vollkommen geeignet, die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen. Die Frau Starostin jedoch, wenngleich ihr bewußt war, welche Anforderungen ihre Standesgenossen an das Haus Selembski zur Zeit stellten, entschied sich für den Nichtteintritt des Sohnes in das Insurgentenheer und verstand, diesen unerwarteten Entschluß mit der Zartheit des Alters ihres Sohnes und dessen angeblicher Kränklichkeit zu bemanteln. Um der Missbilligung der öffentlichen Meinung zu entgehen, zeigte sie sich desto rühriger, ihre Dienstleute zur Verstärkung des Aufstands-Comités zu stellen. Diese, auf die die Traditionen des Hauses sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten, gehörten mit Leib und Seele der Insurrection, oder vielmehr dem ungezählten Leben während derselben, an. Der Intendant der Festungen, aus kleinem adelichen Geschlechte, der seine Jugendjahre in Sibirien verlebt hatte, nährte einen unauslöschlichen Haß gegen die russische Krone, und seine Erfahrungen aus dem letzten Aufstandskriege, seine slavische Verschämtheit und Rührung machten ihn zu einem höchst brauchbaren Werkzeug der Führer der Erhebung. Dem schartigen Juge Tascos — so hieß der Intendant — entging die Laiheit seiner Gebieterin bei der patriotischen Angelegenheit ebenfalls keinen Augenblick. Seine Verschlagenheit rieb ihm jedoch sich zu stellen, als ob er nichts gewahre. Fortwährend, in und außer dem Schloß strömte sein Mund über von der patriotischen Hochherzigkeit seiner Herrin, und es gelang ihm dadurch, diese, um sich den Schein zu sichern, die Handlungen hinzurreihen, die sie arg compromittierten und mit der Sache des Aufstandes fast unlösbar verknüpften. Tascos heuchelte dabei vor seiner Herrschaft eine demuthige Dienstbarkeit und jeder hätte schwören mögen, er vollziehe bei seinen Untrüben nur die Befehle seiner Gebieterin, während die von ihm bis zum Fanatismus erregten unteren Dienstleute lediglich die willkürlichen Anordnungen des Intendanten ausführten. Und er hatte sich durch seine Stüntheit, Hingabe und Umsicht das Vertrauen des Insurgentenheers in dem Maße erworben, daß selbst wenn Frau von Selembski den Intendanten hätte entfernen wollen, sie durch die Führer des Aufstandes daran gehindert worden wäre. Je unliebsamer ihr dieser Zustand erschien, desto leichter schaffte sie sich geneigt, bei den häufigen unzähligen Einquartierungen der Insurgentenhaufen gegen die Offiziere derselben nicht immer die zuvor kommende Wirthin zu spielen. In einem Anfälle gereizter Laune befahl sie sogar, daß den Insurgentenoffizieren fortan in der Lüche servirt werden solle. Schon der nächste Abend führte einen Trupp aufständischer Peiter auf den Schloßhof. Der Commandeur des kleinen Corps, Major Emil, ein bluisjunger, tapferer, jöchner Mann, hinter dessen blosem Taufnamen, den er auch in den Listen der Arme lehrte, man eine fürstliche Person witterte, beeilte sich, den Daten seine Aufwartung zu machen. Ihm entging die Laiheit des Empfanges nicht, schrieb dies jedoch seinem Anonymismus und seiner vom unterbrochenen Lagerleben arg mitgenommenen Kleidung zu, die überdies das Abzeichen des Majorranges nicht hatte. Besonderer Unwillen ereigte ihn aber das Betragen des Sohnes. Der ungeschlachte, vierzehnjährige Bursche beliebte, durchaus keine Mütze von dem Offizier zu nehmen; er fuhr fort, seine Schwester durch Auhegen eines großen Wolfshundes zu ängstigen, und der Lärm, den diese eigenthümliche Saloon-Unterhaltung verursachte, ließ ein zusammenhängendes Gespräch nicht aufkommen.

„Ist der Bursche dort ein Verwandter des Hauses?“ fragte endlich der Major die Starostin in entrüstetem Tone.

„Mein Sohn!“ antwortete Frau Selembski kurz.

„Warum dienst er nicht?“ forschte der Offizier weiter.

Die Starostin betrachtete jetzt mit einiger Schüchternheit den jungen Gast, und während sie denselben aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen musterte, stotterte sie: „Der Knabe hat kaum das vierzehnjährige Lebensjahr zurückgelegt, und seine außerordentlich schnelle Körperausbildung eine große Schwäche und Kränklichkeit bei ihm hervorgerufen, die ihm die Campagne unmöglich machen.“

Der Major prüfte mit halbzugekniffenem Auge die Körperconstitution des Kindes und ihm stieg, als er dessen Gesundheit fröhrende Wangen, die breiten Schultern, den vollen Atem bei seiner kindlichen Freude beobachtete, ein sarkastisches Lächeln um die Lippen. Frau Selembski ertrieth die Gedanken des Majors und sie erhielt ihrem „Staschen“ einen Auftrag, der das-there Kind aus dem Zimmer entfernte. Nach kurzer Zeit postierte der hoffnungsvolle Sproß jedoch wieder herein und, sich plump an den Offizier wendend, rief er: „Sie können jetzt hinuntergehen; Marinka hat aufgetragen!“ Die Starostin machte dem Major eine halbe Verbeugung zum Zeichen, daß er sich verabschieden könne, und dieser, betroffen und entrüstet zugleich über dies befreimende Benehmen, stand auf und verließ den Salon. Stas öffnete die Thür und rief dem Gäste nach: „Gehen Sie nur der Rose nach bis an's Ende des Corridors; die Treppe links führt zur Küche!“ Die Salonthür klappete zu. Der Major suchte seine Leute auf, überzeugte sich, daß dieselben — allerdings durch Vorbrüche des Intendanten — gut versorgt worden waren und brach, sobald es die Kräfte der ermüdeten Pferde gestatteten, zum Weitermarsche auf. Einige Tage später wurde Stanislaus Selembski auf Befehl des Aufstands-Comités als Retter für das Insurgentenheer eingezogen. Keine Vorstellung der zärtlichen Mutter half, und sie begleitete den Sohn lieber in's Feldlager, als daß sie sich von ihm hätte trennen können.

(Fortsetzung folgt in nächster Beilage.)

*) Vor Nachdruck wird gewarnt!

BALL-

Anzeige: Frac; Hose und Weste (elegant) von 10—18 thlr.

E. & J. Cohn.

Leipzigerstr. 80. vis-a-vis den Concerthaus.

Weiß-Bier-Krüppen

aus undurchdringlicher Steinmasse in besterin gräflicher Auswahl: Petroleum à Platte 5 sgr. weißer Glasur, desgl. Potsdamer, Berliner, empfiehlt 3. Lampenkrüppen, Alte Rokstr. 17 sowie einsch braune Krüppen, empfiehlt 3. billigen Preisen angelegernt. d. Lustauer Thon. Liefer. v. D. Rudig. Adress. 67. NB. Sowohl Zahlung Zimmertheit. 8. datt. links. grüffl. als mind. Best werden sof. ausgeführt.

Petroleum-Lampen

schwache, Frauenfrankheit. ten jeder Art. Weißflus. Sphäris, auf ganz veraltete Fälle, heißt bestimmt der homöopathische Spezialarzt Giersdorff, Kochstr. 46. II. von 8—12 und von 3—6 Uhr. Auch brieflich.

Gesang-Bestellungen zu Beerbig, Stände- Trauung, Tafeln, feb. Bild.

